



Durchbruchschlacht in Galizien.

Aus dem Großen Hauptquartier wird über den weiteren Verlauf der Operationen der Verbündeten in Westgalizien folgendes geschrieben:

Als am 6. Mai die Armee von Madenjen die Wisloka überquerte und die erzherzogliche Armee nach der Einnahme von Tarnow den Feind zur Räumung der ganzen Dunajeklinie bis zur Weichselmündung gezwungen hatte, konnte die Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnow als beendet angesehen werden.

Auf einer Frontbreite von hundertsechzig Kilometer war der Feind im Rückzuge. Die durchbrochenen Stellungen der Russen lagen schon dreißig Kilometer hinter dem Sieger, der auf der ganzen Linie die Verfolgung aufgenommen hatte. Diese zeitigte auf der weiten Front die schönsten Früchte. Am 6. Mai nachmittag stellte das im Anschlusse an den rechten Flügel Madenjens vorgehende österreichische Korps in dem Karpathendorf Dzelwa die russische 48. Division, machte dabei einen General, einen Obersten und gegen dreitausend Mann zu Gefangenen und nahm dieser Division sechzehn Feldkanonen, sechs ganz neue Feldhaubitzen, zahlreiche Munitionswagen und Kriegsgerät aller Art ab. Am 7. Mai erschienen die Reste dieser Division auf der Höhe von Strywa Gora vor den Truppen des Generals von Emmich. Von einem deutschen Parlamentär aufgefordert, sich zu ergeben, erklärte der Divisionstkommandeur, dies könne er nicht tun, legte sein Kommando nieder und verschwand mit seinem Stabe in den Wäldern. Dreitausendfünfhundert Mann ergaben sich hierauf dem Korps Emmich. Nach vierlätigem Umherirren in den Karpathen ergab sich General der Infanterie Korniloff am 12. Mai samt seinem ganzen Stabe einem österreichischen Truppenteile. Am 8. Mai hatte die österreichische dritte Armee Boroewic bereits zwölfstausend Gefangene in ihren Händen. General von Emmich konnte an diesem Tage viertausendfünfhundert melden. Eine schwache ungarische Eskadron hatte schon am 6. Mai, unterstützt von einer deutschen Radfahrabteilung, drei russische Eskadrons aus Krosno hinausgeworfen und damit den ersten Wislokübergang (nicht zu verwechseln mit der Wisloka) in die Hand genommen.

In der Stadt wurde viel Sanitätmaterial und Verpflegung erbeutet. In enger Zusammenarbeit mit deutschen Truppen wurden dem Feinde am 8. Mai auch die das Wislot beherrschenden Höhen entziffen. Die Garde fand auf ihrem Vormarsch zum Wislot neun russische Ge-

einer feindlichen Nachhut in den Rücken gekommen war, zwölf Offiziere, 3000 Mann und sechs Geschütze; zu dieser Tagesbeute traten an anderer Stelle 2000 weitere Gefangene, acht Maschinengewehre, ein Geschütz und mehrere gefüllte Patronenwagen. Bei der Armee des Erzherzogs stieg die Gefangenenzahl bis zum 9. Mai abends auf 20 000 Mann. Vor der Armee Boroewic ging der Feind aus den Karpathen eiligst in nordöstlicher Richtung zurück.

Er hatte also auch seine anfänglich bestandene Absicht, die Wisloklinie zu halten, unter dem Druck der unaufhaltbaren Verfolgung der Verbündeten aufgeben müssen. Wenn es am 9. und 10. Mai bei der Armee Madenjen noch zu einem größeren russischen Angriff kam, so erfolgte dieser nur, um überhaupt noch den Abzug aus der langen Karpathenfront im Flusse halten zu können. In der Gegend von Sand zogen die Russen zwei eilig zusammengeraffte Divisionen zusammen, mit denen sie am 9. und 10. Mai zum Angriff auf Besto und die dortigen Höhen schritten, während sie weiter nördlich etwa eine Division, dabei zwei Regimenter der Festungsbesatzung von Brzenhysl, zu einem Gegenstoß gegen österreich-ungarische Truppen ansetzten. Das Ergebnis dieses letzteren in Richtung Krosno geführten Angriffs war ein völliges Mißlingen, wobei einem der aus Brzenhysl gekommenen Regimenter achtzehnhundert Gefangene und zwanzig Maschinengewehre abgenommen wurden.



Generaloberst von Madenjen, der Führer der deutsch-österreichischen Durchbruchstruppen in Westgalizien.

Generaloberst von Madenjen war der Führer der Truppen, die den siegreichen Durchbruch durch die russischen Verbindungslinien in Westgalizien unternahmen und es gelang ihm mit seinen Soldaten die siebenfachen Verteidigungsstellen zu durchbrechen und den Feind zum fluchtartigen Rückzug zu zwingen. Dabei wurden mehr als 100 000 Gefangene und ungeheurer zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet.

schütze und einundzwanzig Munitionswagen, die der Feind auf seiner eiligen Flucht stehen gelassen hatte. Die Besatzung von Odrzyfon, die der Garde den Übergang über den Fluß streitig machen sollte, ergab sich. Die Zahl der Gefangenen betrug am 8. Mai 3000. Am nächsten Tage ergaben sich einem Garderegiment, das bei Tropie überraschend

düsteres Bild. In ununterbrochener Reihe zogen sich hier die stark ausgebauten russischen Schützengräben hin. In jedem dieser vielen hundertern von Löchern lag, teilweise noch horizontal angehängt, je ein Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett, in der Brustwehr waren umgekehrt eingestekkte Gewehre zu sehen, an deren Schaft weiße Fetzen

gebunden waren. So hatten ganze Bataillone kapituliert. Sechshundertzwei-hundert Gefangene, sechs Geschütze, sieben Munitionswagen fielen in die Hand der dort siegreichen Truppen der Verbündeten. Die Russen waren jetzt im vollen Rückzuge nach dem unteren San. Die ganze 8. russische Armee räumte die Karpathen; aber auch nördlich der Weichsel wichen die Russen von der Rinde in östlicher Richtung zurück.

Die Wirkung des gelungenen Durchbruchs machte sich jetzt bereits auf einer Frontbreite von über dreihundert Kilometern geltend. Während die Nachbararmeen ihren Rückzug noch in verhältnismäßiger Ordnung vollziehen konnten, hatte die Auflösung der Kette der entscheidend geschlagenen Armee Radko Dimitriew's einen hohen Grad erreicht. Völlig durcheinandergeraten wälzten sich deren Reste in nordwestlicher Richtung zurück. Die 49. russische Division vermochte von ihrem ganzen Bestande nur mehr 4 Geschütze zu retten, eine tausendige Division brachte von 36 Kanonen noch 9 zurück. Dazu waren die russischen Verbände völlig durcheinander geraten, da die Befehlsführung und die Aufrechterhaltung der Verbindung der Truppenteile untereinander gänzlich verlagert hatte. Das rechte Fliegerkorps der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand stellte an einem einzigen Verfolgungstage Gefangene von 51 verschiedenen russischen Regimenten fest. Am Abend des 10. Mai war die Gesamtzahl der Gefangenen, die die Verbündeten Heere in Westgalizien gemacht hatten, auf über 100 000 gestiegen; die Zahl der genommenen Geschütze betrug etwa 80, die der erbeuteten Maschinengewehre über 250.

Die große Liebe.

Roman von Louise Schulze-Brück.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

15. Kapitel.

Sanna Gebhardt schlug die Augen auf. Sie empfand eine große Schwere ihrer Glieder, sie konnte den Kopf nicht heben. Ihre Augen gingen erstaunt über die weißgetrichenen kahlen Zimmerwände. Beunruhigt versuchte sie sich aufzurichten — es ging nicht. Mühsam erhob sie eine Hand — sie war gelbweiß, abgezehrt, mit bläulich aufstegendem Geäder. Erjdroten rief sie nach Winnie. Da beugte sich ein lächelndes fremdes Gesicht mit dem weißen Häubchen der Krankenschwester auf dem Haar zu ihr nieder. Und eine beruhigende Stimme erklärte ihr, daß sie viele Wochen krank gewesen sei. Aber nun werde alles wieder gut werden. Und so schwach war sie, daß sie nicht einmal erstaunt sein konnte. Sie trank ein Getränk, das ihr die Schwester reichte, und sank dann wieder müde in die Kissen zurück. Traumhaft kamen ihr die letzten Tage ihres bewußten Daseins ins Gedächtnis zurück. Aber die Bilder, die ihr erschienen, waren verblaßt und undeutlich. Und seltsam: sie wußte, daß etwas geschehen war, was für sie bedeutungsschwer gewesen, aber was es war, dessen entrann sie sich nicht. Und während sie darüber grübelte, kam der wohlthätige Schlaf und nahm sie sanft in seine Arme.

So ging's noch manchen Tag. Eines Nachmittags aber sah sie beim Erwachen Winnie an ihrem Bett sitzen, Winnie die selber blaß und schmal geworden war in diesen Wochen. Schwere Tränen standen in ihren sonst lustigen Augen, aber sie drängte sie tapfer zurück, und versuchte sogar ein Lächeln, das freilich ziemlich kläglich aussah. Und als Janna die Arme nach ihr ausstreckte, da vergaß sie alle guten Vorsätze, alle Ermahnungen der Schwester, sie brach in lautes Schluchzen aus. Und unter Tränen umarmte sie Janna — doch dann sagte sie sich schnell.

Und sie konnte wirklich lächeln, als sie nun von den Ereignissen der letzten Wochen plauderte, Grüße von allen Bekannten brachte und Tante Rosines Briefe vorlas, die sich natürlich nur um

Jannas Krankheit drehten. Nur den einen Namen nannte sie nicht, an den sie doch beide dachten, Janna zum erstenmal mit Bewußtsein. Das hatte eine Stelle in Tante Rosines Briefen bewirkt, die beklagte, daß man Jannas Haar abgeschnitten habe. Da hatte Janna zuerst an ihren Kopf gefaßt und einen Schrei des Schreckens ausgestoßen. Ihr Haar war fort, der Kopf fast ab-rasiert. Und eben waren Freisingens Worte ihr in den Sinn gekommen, daß jedes ihrer goldenen Haare eine Kette sei, die sie aneinander binde. Daran dachte sie auch noch, als sie wieder allein lag, nachdem Winnie wieder gegangen war.

Diese Ketten banden ihn nun nicht mehr. Eine starke Scheu hatte sie abgehalten, Winnie nach ihm zu fragen. Und sie scheute sogar vor den eigenen Gedanken zurück. Nur jetzt nichts denken! Nicht grübeln und nachsinnen! Sie empfand heute zum erstenmal das wohlige Gefühlsgefammern, das die gütige Natur dem schwer krank Geheilten gnädig spendet.

In diesem Genesungsdämmer gingen auch die nächsten Tage hin, nur unterbrochen durch kurze Besuche Winnies. Aber dann kamen Stunden des Wachens, die für Janna zu Stunden der Bitterkeit wurden. Alles Unklare der letzten Zeit, aller Zwiepsalt lebte wieder auf. Sie zürnte Frei-singen, und sie konnte sich doch nicht von ihm los-reißen. Und sie zürnte auch Winnie, daß sie nicht aus eigenem Antriebe von ihm erzählte. Das wirkte auf ihre Gesundheit natürlich nicht günstig. Kopfschüttelnd betrachtete die Schwester morgens und abends das Fieberthermometer. Die Kurve die sie in die Fieber-tabelle aufzeichnete, machte seltsame Zickzacksprünge. Und eines Tages fragte sie Winnie direkt, ob vielleicht ihre Schwester irgendeinen Kummer habe, der die Genesung verzögere.

Winnie erschrak heftig. Jannas rote Wangen, die bei jedem Besuche aufblühten, ihre verhaltene Erregung, die sie für Heiterkeit genommen hatte, hatten sie getrübt. Und eine furchtbare Angst besiel sie. Sie war ja auch ganz machtlos. Was konnte sie tun, um Janna Frieden zu geben? Sie durfte nicht einmal an die schmerzende Stelle in Jannas Herzen rühren. Sie wußte ja gar nichts, weniger als nichts. Auch über Freisingen hatte sie nichts erfahren. Liselotte Erzner, die einzige, die wahrheitlich etwas von ihm erzählen konnte, hatte sie all die Zeit her nicht gesehen. Vielleicht wäre es gut, wenn die Bildhauerin Janna einmal besuchte. Vorsichtig deutete sie der Schwester an, daß dieser Besuch vielleicht günstig auf Janna wirken könne. Aber die wollte die Verantwortung nicht übernehmen, und so durchlebte Winnie noch zwei qualvolle Tage, bis eine Zeile der Schwester ihr die Erlaubnis des Arztes brachte.

Sie machte sich auf zu Liselotte Erzner. Als sie eben die ersten Begrüßungsworte mit ihr gewechselt und kurze Auskunft über Jannas Befinden gegeben hatte, kam anderer Besuch — Freisingen. Er wurde blaß als er Winnie sah — noch blasser, Er wurde blaß, als er Winnie sah — noch blasser, als er es schon war. Er sah schlecht aus, fand Winnie. Zurückhaltend fragte er nach Jannas Befinden; Winnie antwortete knapp. — Und dann war es ihr eine Art grausamer Genugtuung, Liselotte zu erzählen, wie elend und fast entstellt Janna aussehe. Das abgeschnittene Haar machte sie ganz fremd. Sie sah, wie Freisingen unruhig und gequält auf seinem Sitz rückte, während Liselotte Erzner in ihrer burdichlosen Weise Janna herzlich bedauerte. Und sie hat Liselotte besonders nachdrücklich, um ihren Besuch bei der Schwester. Dann verabschiedete sie sich, die zeremonielle Emp-fehlung Freisingens an Janna fast unhöflich ab-schneidend.

Sie war kaum ein paar Schritte gegangen, als sie hinter sich stürmende Schritte hörte — es war Freisingen. Blaß bis in die Lippen stand er vor ihr.

„Sie haben mich neulich in einer Weise be-leidigt, die sich kein Mann gefallen läßt“, jagte er

rauh. „Aber um Jannas Willen soll es vergessen sein. Wollen Sie?“

Aber Winnie unterbrach ihn scharf; „Nichts will ich tun — nichts. Ich wünsche nur eines — meine Schwester hätten Sie nie geliebt. Und wenn Sie sie heute lieben könnten, würden Sie auch so denken. Das was Sie anzog, ist weg-gewischt — die Janna von früher würden Sie nicht wiedererkennen. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie sie sehen könnten.“ Sie sah, wie er unter ihren unbarmherzigen Worten zusammenzuckte, sie jehu anjah.

„Vielleicht geben Sie sie dann frei.“ „Janna ist durch nichts an mich gebunden“, murmelte Freisingen.

Winnie lachte verächtlich auf. „Nein, durch kein sichbares Band. Und das ist vielleicht noch das Beste daran.“ Und ehe er ant-worten konnte, huschte sie fort, ins Gewühl der Straße. Während sie mit zitternden Armen ihren Weg forsetzte, dachte sie zornig: „Der Feigling. Nun er weiß, daß ihre Schönheit vorbei ist, schwankt er schon. Arme Janna, arme Schwester!“

16. Kapitel.

Liselotte Erzner hatte Mühe, ihr Erjdroten zu verbergen, als sie am nächsten Morgen an Janna Gebhardts Bett trat.

Mein Gott, was war aus dem blühenden wunderbaren Geschöpf geworden! Aus dem ab-gemagerten Gesicht schauten die Augen übergroß, fast unirdisch, mit breumendem, unruhigem Blick. Die dünne Haut paunte sich über die Knochen, scharf und spitz trat die Nase hervor, scharf ab-gezeichnet die Backenknochen, auf denen ein fieber-haftes Rot brannte. Und mit heiserer Stimme flüsterte sie ihre Begrüßung.

Und Liselotte Erzner, die wohl ahnte, was diese Kranke so stark bewegte, wagte doch nicht davon zu reden, denn jedem leisen Versuch einer Annäherung wich Janna Gebhardt fast angstvoll aus. Und was hätte die Bildhauerin ihr auch sagen können! Sie konnte nicht einmal wünschen, daß Freisingen Janna so sehe, seine schönheits-dürftigen Augen hätten sich vielleicht mit Wider-willen von ihr abgewendet. Sie hielt Jannas fieberheiße Hand und versuchte unbefangen zu sprechen. Aber es gelang ihr schlecht, und Janna Gebhardt, die argwöhnisch in ihren Bügen forschte, lächelte herzzerreißend.

Winnie machte sich im Zimmer allerhand zu schaffen, um die Tränen nicht sehen zu lassen, die ihr heiß in den Augen standen.

„Was sind das denn für Geschichten, Gebhardt!“ Liselotte Erzner versuchte heiter zu sein. „Sie müssen gesund werden — müssen — hören Sie wohl.“

Janna schüttelte müßlos den Kopf.

Aber nun wurde die Bildhauerin ärgerlich. „Sie müssen den Willen haben, Gebhardt. Auf den Willen kommt viel an, manchmal alles! Sie sehen mir gerade so aus, als ob Sie daliegen und nicht wüßten, was Sie wollten.“

Eine leise Note lief über das abgemagerte Gesicht.

„Sehen Sie wohl, ich habe recht“, rief Liselotte.

„Aber aus eigener Erfahrung kann ich es Ihnen sagen, der Wille ist alles. Und ich habe es immer mit der alten Weisheit gehalten, daß die Seele den Körper baut, und gerade bei uns Frauen glaube ich noch fester daran. Wir sind so ganz unieren Seelenstimmungen untertan, und was uns seelisch aus dem Geleise wirft, tut's gar zu leicht auf Körperlich. Das dürfen wir nicht Herr über uns werden lassen, dürfen uns die Herrschaft nicht aus den Händen gleiten lassen.“

Janna Gebhardt leuzte müde. „Wenn es der Mühe wert ist“, jagte sie leise mit ihrer heiseren Stimme.

„Der Mühe wert ist“, eiferte Liselotte. „Schämen Sie sich! Was kann's denn sein, das Sie aus dem Geleise wirft! Sie stehen erst am Anfang des Erlebens, Sie haben ja noch gar nichts

erlebt, kind Sie. Sie haben Schmerzen gelitten um den Tod ihrer Mutter, und jetzt leiden Sie andere Schmerzen. Um wen, ich weiß es nicht; um einen Mann sicherlich. Wir leiden ja immer um den Mann."

"Wir?" sagte Janna Gebhardt mit leisem Staunen, "Sie sagen das, Liselotte, die das Leiden um den Mann leugnet!"

Nun erröthete die Bildhauerin. "Ach ja, man will's nicht wahr haben", sagte sie halb ärgerlich, halb verwirrt. "Man leugnet's und möchte es gern sogar vor sich selbst verleugnen. Aber es ist doch so. Und ich fühle das, ich, die doch so wenig Weib ist. Sie aber, Janna, Sie sind doch ganz Weib, daß man da nicht lange zu rätseln braucht; habe ich recht?"

Janna Gebhardt nickte leise mit dem Kopf. Die Röthe auf ihren Wangen hatte sich vertieft, aber die Spannung, die Anruhe in ihrem Blick schwand.

"Sehen Sie", rief Liselotte, "es ist so. Aber Sie müssen kämpfen, Gebhardt, tapfer kämpfen."

Janna Gebhardt schüttelte den Kopf. "Kämpfen? Und wenn ich nicht einmal weiß, gegen was. Gegen mich selber vielleicht?"

Liselotte Erzner nickte. "Freilich gegen sich selbst. Und das ist der schwerste Kampf. Wenn Sie schon fühlen, daß es ein Kampf gegen sich selbst sein muß, haben Sie ja schon halb gewonnen. Verloren sind wir immer nur, wenn wir das nicht fühlen, wenn wir uns bedingungslos unserer Leidenschaft hingeben, ohne auf die Stimme in uns zu achten, die immer spricht, immer."

Janna Gebhardt hob ein wenig den Kopf. "Was ist das für eine Stimme?" sagte sie unruhig. "Ich weiß nicht, ist's nicht die der Konvenienz, der Erziehung, die uns tausend Vorurtheile eingeimpft hat? Um wir das Rechte, wenn wir nicht nachgeben?"

Liselotte Erzner sah Janna an. "Ich kenne Sie ja im Grunde so wenig", sagte sie leise. Aber ich glaub', Sie können der Stimme schon folgen. Erziehung und Konvenienz haben nicht so viel Macht über Sie. Sie sollten der Stimme folgen."

Janna Gebhardt lächelte schmerzlich. "Wenn ich's tue, stoße ich mir selber den Dolch ins Herz", sagte sie.

Liselotte Erzners Gesicht wurde sehr ernst. "Steht es so mit Ihnen? Das ist freilich schlimm, doppelt schlimm, weil Sie dann mit zwei Feinden kämpfen müssen, auch mit Ihrer Krankheit. Da heißt es doppelt stark sein, Gebhardt. Ich habe freilich leicht sagen, "denken Sie jetzt nur an Ihre Gesundheit". Es wird schwer gehen, aber vielleicht geht es, wenn Sie sich sagen, ich will gesund werden, um dann zur Klarheit zu kommen. Erst gesund werden, das ist die Hauptsache."

Sie strich leise über Janna Gebhardts liebergliühendes Gesicht. "Sie denken, die Erzner hat leicht raten. Aber glauben Sie mir, Sie können's wenn Sie wollen, und schon das Wollen macht Sie stärker und hilft Ihnen. Das Schlimmste, was es gibt, ist nicht wollen zu können."

Sie neigte sich über Janna's Bett und küßte sie leise auf die Stirn.

Wie sie dastand, gesund und stark und kraftvoll, erwiegen sie Janna Gebhardt wie eine Ueberwinderin. Etwas von ihrem starken Willen strömte auf sie über, schien es ihr. Sie fühlte eine Veruhigung wie seit Wochen nicht mehr und etwas wie einen Entschluß, Liselotte Erzner zu folgen.

Die las ihr das vom Gesicht ab. Sie nickte ihr ermutigend zu. "So ist's recht, Gebhardt. Es wäre doch jammervoll, wenn so ein prachtvoller Mensch wie Sie sich unterkriegen ließe vom ersten Ansturm des Lebens und der Leidenschaft. Sigt's denn wirklich so tief? Glauben Sie mir, das Schicksal kommt über uns, um uns zu erheben, wenn es uns zernahmt." — Sie lachte. — "Das ist aber nicht von mir, sondern ich glaube von Goethe."

Janna Gebhardt lächelte auch.

"Von Goethe gerade nicht, aber von Schiller," sagte sie erheitert.

"Nun ja, das ist ja beinahe dasselbe. Aber daran müssen Sie denken. Ich habe auch Zeiten gehabt, wo ich mir das immer vorhalten mußte. Kaffen Sie sich zusammen, werden Sie gesund. Dann sehen Sie die Geschehnisse anders an und können Ihr Schicksal besiegen und lenken."

Als sie gegangen war, lag Janna Gebhardt eine Zeitlang still. Dann richtete sie sich im Bett auf und rief Minnie. "Ich will gesund werden, Minnie", flüsterte sie. "Wieviel Sorge habe ich Euch allen gemacht. Aber jetzt soll's wirklich anders werden. Wirklich, ich fühl's schon, daß mir ein wenig besser ist. Liselotte Erzner hat wohl recht, die Seele baut den Körper. Minnie umschlang zärtlich die Schwester. Sie konnte es nicht hindern, daß die lange zurückgehaltene Tränen hervorbrachen.

Und Janna weinte mit. Aber es waren befreiende Tränen.

Von diesem Tage an ging es besser mit Janna Gebhardt. Wie sie mit sich kämpfte, wie sie sich tausendmal am Tage immer wieder vorhielt, was Liselotte ihr so eindringlich vorgepredigt hatte, davon merkte freilich Minnie nichts. Und so schwer es Janna im Anfang gewesen war, nun brachte sie's doch fertig, gewissermaßen ihr Schicksal beizulegen zu tun. Sonderbar! Wie die Tage kamen und gingen, war's, als fielen ein Schleier über das, was vergangen war. Und Janna Gebhardt tat nichts dazu, ihn zu lüften. Immer dichter zog sie ihn über die Geschehnisse der letzten Monate; es war ihr, als sei die, die hier im Bette lag und gesund werden wollte, mit allen Kräften ihrer Seele, eine ganz andere als die Janna von damals. Manchmal war's ihr, wenn sie zurückblickte, als sähe sie all das wie ein Schauspiel, das ihr fremde Menschen vorführten, als ein Schauspiel, an dem sie wenig Antheil mehr hatte, in dem sie selber keine Rolle mehr spielte, dem sie nur mit dem Interesse des Zuschauers zuschaute. Fast wehnützig stimmte es sie, und doch atmete sie befreit auf. Freilich kamen dann wieder Stunden, in denen ihr Herz schrie, aber sie wurden seltener und kürzer. Sie schlief viel und freute sich auf die Mahlzeiten. Der Dämmerzustand des Geschehens kam über sie, die Abgeschlossenheit ihrer Krankenstube erwiegen ihr wie eine Insel, an der alle Wogen des Lebens nur leise ebten.

Sie empfing wenig Besuch. Tante Ida war einmal dagewesen und hatte in ihrer lebhaften und harmlosen Art die kleinen Vorkommnisse des Winters erzählt.

Ein paarmal kam Liselotte Erzner, freute sich herzlich über Janna's Genesung und schien einen Strom frischer Luft mitzubringen, die Janna belebte und erheiterte.

Minnie war unermüdet. Sie durfte jetzt Janna täglich besuchen und hatte die Tätigkeit in ihrer Werkstatt so gelegt, daß sie die Nachmittagsstunden frei hatte.

Lange Briefe Tante Rosines kamen regelmäßig. Die Sorge um Janna war darin der Erwartung auf ihr demnächstes Heimkommen gewichen, und niemals fehlte ein ausführlicher Bericht über das Ergehen von Mama Jannas Holz und Doktor Niko. Jedemal farbten sich dann Janna's Wangen leise, und sie warf einen heimlichen Blick auf Minnie, die indes anscheinend gleichmüthig weiterlas. Und immer zum Schlusse das gleiche. "Wir freuen uns alle, daß Ihr kommt, denn selbstverständlich kommt Minnie mit. Und wir werden Dich ordentlich herauspflegen."

Als Minnie eines Tages einen solchen Brief vorgelesen hatte, sah sie heimlich forschend nach Janna hinüber.

"Höre, Janna, ich habe einen Gedanken. Wie wäre es, wenn wir in unsere eigene Wohnung gingen? Wir laden doch Tante Rosine eine große Last auf, wenn wir zu ihr gehen. Und in unserem Hause haben wir alles so bequem, es wäre

doch auch so viel heimlicher, wenn wir bei uns wohnen. Ob unsere alte Lisette nicht zu uns käme für ein paar Monate? Bei ihrem Bruder fühlt sie sich, glaube ich, nicht so übermäßig wohl. Wir wären dann aufs Beste versorgt. Du brauchtest keine Angst zu haben vor meiner mangelhaften Kochkunst. Denk nur, wie herrlich es sein würde, wenn Du in unserem alten Garten den ganzen Tag liegen könntest. Ich habe ordentlich Sehnsucht nach der großen Fliederlaube. Jetzt werden schon bald die Weiden blühen im Hauswinkel, es ist mir, als röche ich ihren Duft. Und da sitzen wir in der Laube und sehen das Kleinstadtleben so ganz gemüthlich vorüberströmen, einen Tag wie alle Tage. Wir haben das Gefühl, niemand Arbeit zu machen, unsere eigenen Herren zu sein."

Janna hatte aufmerksam zugehört. Jetzt atmete sie tief. "Das wäre schön! Aber ob Liselotte abkommen kann? Dann hast Du ja freilich gar keine Mühe davon."

"Ich schreibe gleich", meinte Minnie.

Janna sah nachdentlich zu, wie Minnies Feder in fliegender Eile über das Papier glitt. Schön war es, im alten Hause zu sein! Wieviel mochte wohl der Gedanke an Doktor Niko Triebfeder bei Minnie sein. Eine leise Anruhe regte sich bei dieser Erwägung in Janna, doch nur ganz leise. Auch jene Zeit war wie mit einem Schleier für sie verhüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau Gräfin.

Roman von Bruno Wagener.

(9. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Hemming und Hermine waren inzwischen in das große Empfangszimmer geführt worden. Beiden war ungemüthlich bei dem Gedanken an die nächsten Minuten. Hermine hatte sich die Tage vorher und noch eben unterwegs genau überlegt, wie sie sich benehmen und was sie sagen wollte. Und nun hatte sie alles vergessen und harrete mit Ungeduld der Entwidlung der Dinge.

Jetzt betraten Eberhard von Broddorff und Herr von Nahden das Zimmer. Die Begrüßung, die gegenseitige Vorstellung mit dem Gaste und die Glückwünsche zur Verlobung, alles ging vorüber, ohne daß etwas Besonderes passirt wäre.

Dann sagte der Baron: "Meine Frau ist leider unapfänglich und muß bitten, sie zu entschuldigen."

Es war Hermine, als sähe sie ein höhnisches Aufleuchten auf dem Antlitze des Freiherrn. In Hennings Gesicht bewegte sich keine Miene, er hatte es gar nicht anders erwartet. Den ganzen Tag über hatte er sich gelagt: "Sie wird nicht kommen." Und doch gab es ihm einen Stich durchs Herz.

Schweigend nahm er Platz. Man wechselte die üblichen Höflichkeitseredensarten vom Befinden, das Wetter, über die Reizen des Herrn von Nahden, und dann wollte Hemming der peinlich steifen Situation ein Ende machen, indem er sich erhob, um aufzubrechen.

In diesem Augenblick betrat ein Mädchen in der schmaden Hamburger Dienbotenracht mit dem weißen Allhäubchen das Zimmer: Die gnädige Frau Baronin würden sich freuen, wenn Fräulein Ludmiller sie einen Augenblick auf ihrem Zimmer besuchen würden."

Es bligte in Hermines Augen auf von hellem Triumph und sie erhob sich sogleich, um dem Mädchen zu folgen.

"Wir Herren, denke ich, fangen inzwischen mit dem Frühstück an," sagte Eberhard von Broddorff. "Und Sie, Fräulein Hermine, werden uns nachher Gesellschaft leisten."

Das Letztere hatte er nur halb laut gesagt, indem er sie zur Thür geleitete. Hemming hatte es nicht gehört, da Herr von Nahden eifrig auf ihn einprach. Nur ein wütender Blick war Hermines



Antwort: Wie konnte der Mensch sie hier mit ihrem Vornamen nennen?"

Gisela von Brockdorff hatte mit tränenlosem Blick am Fenster ihres Zimmers gestanden und in den Garten hinuntergesehen, von dessen Büschen der Regen tropfte, um auf den Wegen große Pfützen zu bilden.

Ihr war entschuldigend zumute. Die demütigende Szene, die sie eben vor fremden Menschen erlebt hatte, war über sie hingegangen wie ein verzehrender Hauch, Nicht einmal weinen konnte sie. Es war ja alles nutzlos. Sie mußte dulden, ohne daß es je ein Ende gab.

Vielleicht wäre sie aus dem Hause gegangen. Ihre Eltern würden sie mit offenen Armen aufgenommen haben. Aber es gab hier ein Band, das sie fesselte: ihr Kind. Eberhard würde den Knaben nicht herausgegeben haben. Und sie hätte ohne das Kind nicht leben können.

Unten fuhr ein Wagen vor. Hinter den Vorhängen verborgen, sah sie Henning aussteigen und seiner Braut aus dem Wagen helfen. Ein paar Minuten später meldete man ihr die Gäste. Ohne lange zu überlegen, ließ sie sich entschuldigen.

Aber kaum war es geschehen, als ihr plötzlich der Gedanke kam, ob sie auch recht getan. Heute früh noch hatte sie für Henning von Brockdorff gebetet. Jetzt bot sich ihr vielleicht die einzige Gelegenheit, ihn zu helfen, wenn sie nun mit Hermine sprach. Vielleicht gelang es ihr, das Mädchen von ihm abzubringen? Und so schickte sie die Botin hinunter, daß sie Fräulein Ludmüller erwarte.

Nun ging die Tür auf, und Hermine stand vor ihr, rot vor Aufregung, aber schön wie ein wundervolles Bild. Einen Augenblick sahen sich die beiden schweigend an. Dann überwand sich die Baronin und reichte ihrer Besucherin die Hand. Hermine legte lässig ihre Fingerspitzen hinein.

Wie sie schön ist! Wie sie schön ist! Unwillkürlich mußte es sich Gisela leise wiederholen. Mit einem Male verstand sie den Mann, der dieses Weib unter allen anderen ausgesucht hatte, um sein Leben an dieses Mädchen zu fetten. Und ohne daß sie es wollte, mußte sie es herausjagen: „Sie sind schön, Hermine.“

Die rothigen Lippen teilten sich in einem stolzen Lächeln. „Können Sie das auch, Gisela? Ich darf sie doch so nennen, da wir doch Cousinen sein werden?“

Verstummend wies die Baronin auf den Sessel neben dem zierlichen Antiquariatsischen. Ehe Hermine sich aber setzte, trat sie näher an die junge Frau heran und sah ihr ins Gesicht.

„Wie elend Sie aber aussehen! Haben Sie wieder Mergel mit dem Baron gehabt? Na, ja, die Männer!“

Frau von Brockdorff sah zum Fenster hinaus, als hätte sie nichts gehört. Sie mußte sich zurücknehmen, damit dieses Mädchen nicht über sie triumphierte. Endlich sagte sie mit erzwungener Ruhe: Sie erwarten, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch jagen soll. Ich habe Sie nicht deswegen heraufbitten lassen.“

„Dann möchte ich wissen, was ich sonst hier oben soll,“ entgegnete Hermine scharf. „Unten, wo die Herren beim Frühstück sitzen, ist es sicher amüsanter.“

„Hermine,“ sagte die Baronin jetzt mit bitterem Ton. „Lassen Sie uns einmal beide vergessen, was früher zwischen uns vorgefallen ist. Sie waren nicht allein schuldig. Mein Mann trug die größere Schuld.“

„Er ist ein Efel,“ unterbrach Hermine die Sprecherin. „Er läßt kein Mädchen in Frieden. Und wenn Sie jetzt das einsehen, dann ist es ja gut.“

Die Baronin seufzte leise. „Nicht darüber wollte ich mich mit Ihnen unterhalten, Fräulein Ludmüller. Ich möchte mit Ihnen über Ihre Verlobung sprechen.“

„Nicht wahr, da haben Sie sich gewundert, gnädige Frau?“ sagte Hermine eifrig. „Und vielleicht auch ein bißchen geärgert. Sie können's

ja ruhig zugeben, weil ich nun auf einmal Frau Gräfin werden soll.“

Frau von Brockdorff schüttelte mit dem Kopfe. „Wenn es nur das wäre, das wäre ja so gleichgültig.“

Und dann fuhr sie eindringlicher fort: „Aber, Hermine, Hermine, sehen Sie denn nicht ein, was Sie im Begriffe sind zu tun? Merken Sie denn gar nicht, daß Sie ein großes Unrecht begehen?“

„Weil ich Gräfin werden will?“ fragte Hermine schnippisch. „Wenn ich da erst andere Leute fragen wollte, ob es ihnen paßt, ach herrje! Und finden Sie nicht, daß ich mich sehr gut dazu eigne? Ich sehe besser aus als die meisten echten Gräfinnen — und was die Bildung anbetrifft, na, ich bin doch auch in einem feinen Pensionat gewesen. Aber natürlich, Sie können es mir nicht! Was ich mir daraus mache!“

Die Baronin war aufgestanden. Dieses Mädchen würde sie ja doch nicht verstehen. Da war jedes Wort verloren. Und doch, sie mußte es versuchen. Sie schloß sich Hermine umwendend, fragte sie: „Lieben Sie denn Ihren Verlobten?“

Hermine lachte hell auf. „Was Sie neugierig sind! Natürlich liebe ich ihn — was man so Liebe nennt!“

„Wenn Sie ihn wirklich lieben, Fräulein Ludmüller, haben Sie sich denn schon einmal gefragt, ob Sie ihn glücklich machen werden? Haben Sie sich einmal klar gemacht, was er Ihnen für ein Opfer bringt, und ob Sie dieses Opfer annehmen dürfen?“

Das Mädchen warf beleidigt den Kopf zurück. „Das Opfer möchte ich sehen! Es zwingt ihn doch keiner. Und wenn er mich will, warum soll ich nein sagen? Sie wissen ja nicht, wie verliebt er in mich ist! Und ich mag ihn doch auch leiden. Was ist denn da nun dabei?“

In ihrer Erregung hatte Gisela die beiden Hände des jungen Mädchens ergriffen.

„Wenn Sie ihn lieb haben — und Sie haben ihn vielleicht wirklich lieb in Ihrer Art! — wenn Sie ihn und sich selbst vor Unglück bewahren wollen, dann geben Sie ihm sein Wort zurück. Lösen Sie diese unheilige Verlobung auf. Er ist ja blind, weil Ihre Schönheit ihn betört hat. Seien Sie die Kluge, seien Sie verständig für ihn mit! Sehen Sie mich an, Hermine! Ich habe es bisher keinem Menschen gelagt. Ihnen will ich es sagen, wie unendlich elend und unglücklich ich geworden bin, weil ich die Frau eines Mannes bin, mit dem mich kein einziges engeres Band verknüpft, mit dem ich nichts gemein habe in meinem ganzen Denken und Empfinden. Es gibt nichts Furchtbarereres als das! Und davor möchte ich Sie beide bewahren, ehe es zu spät ist.“

Hermine hatte ihre Hände losgerissen.

„Das ist ja sehr komisch, Frau Baronin! Sie sind ja ganz außer sich. Und ich muß sagen, da können einem ja sonderbare Gedanken kommen! Was geht mein Bräutigam Sie denn an? Ich glaube beinahe, Sie sind eifersüchtig auf mich!“

„Hermine!“ Wie ein entrüsteter Aufschrei klang es aus dem Munde der jungen Frau, und vor dem vorwurfsvollen Blick, der sie traf, schwieg das Mädchen.

„Hermine,“ fuhr die Baronin mit zitternder Stimme fort. „Sind Sie wirklich so schlecht, daß Sie auch bei anderen nur Schleicheres suchen? Ich will Ihnen noch eines sagen, — vielleicht wissen Sie das besser zu würdigen. Graf Henning von Brockdorff hatte noch bis vor kurzem wenig Aussichten auf das Majorat seiner Familie. Das hat sich geändert. Wie die Dinge heute liegen, hat er begründete Aussicht, eines Tages der Stammhalter jenes Geschlechts, der Erbe der großen Fideikommißbesitzungen zu sein.“

Hermine schrie auf vor freudigem Schred. „Und davon hat er mir kein Wort gesagt, kein Sterbenswort!“

Weil er Ihnen ein Opfer bringen will, ohne daß Sie es wissen. In dem Augenblicke, da Sie seine Frau werden, sind seine Ansprüche erloschen

und das Erbe geht an eine jüngere Linie über. Wollen Sie das von ihm verlangen?“

„So eine Gemeinheit!“ sagte Hermine empört. „Aber ich glaube noch gar nicht, daß es wahr ist. Sie wollen mir ihn bloß vereiteln, und damit haben Sie kein Glück. Sie sind eifersüchtig. Denken Sie, ich hätte das nicht gleich gemerkt? Und neidisch sind Sie, weil ich Gräfin werde, und Sie haben bloß einen Baron zum Manne. Und Ihnen zum Trotz heirate ich ihn nun gerade.“

„Dann haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen,“ unterbrach die Baronin den Redefluß ihrer Gegnerin. Hermine war schon an der Türe angelangt. Aber plötzlich drehte sie sich um. Ihr war ein schreckhafter Gedanke gekommen. Wenn die Baronin nun an Henning schrieb und ihm alles mitteilte, was sie über Hermine wußte? Dann ging womöglich die ganze Verlobung in die Brüche. Es wurde ihr schwer, davon anzugehen, aber sie mußte Gewißheit haben.

„Nun werden Sie mich wohl bei Henning verfluchen,“ fragte sie zaudernd und doch in trotzigem Tone. Aber die Baronin schüttelte nur den Kopf: „Sie brauchen eine Angst zu haben.“

Da ging Hermine.

Unten hatten unterdessen die Herren am Frühstückstisch gegessen. Der kalte Helgoländer Hummer, die appetitlichen hellroten Ostfieskrabben und die feinsten Delikatessen der benachbarten Großstadt, die in reicher Abwechslung auf dem Tische standen, bewiesen, daß man auf Peterswolden auf Gäste eingerichtet war. Der gute Burgunder wärmte innerlich an. Und wenn das alles nicht genügt hätte, um Henning aus seiner kühlen Zurückhaltung herauszubringen, so tat dazu das ihre die lebendige Unterhaltungsprobe des dritten Mannes am Tische — des Herrn von Nahden.

Anfangs hatte Henning ihn mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. Denn die Freunde seines Veters pflegten einige Vorsicht ihnen gegenüber zu rechtfertigen. Doch dann hatte Herr von Nahden ihn zu interessieren begonnen.

Was hatte der Mann alles von der Welt gesehen! In Indien hatte er mit dem Vizekönig Tiger gejagt, — in Brasilien war er Baumwollplantagenbesitzer gewesen, — dann hatte er auf Kuba gegen die Amerikaner gekämpft, — in allen Ländern war er zu Hause und in allen Sätteln gerecht.

Aber im Mittelpunkt seiner Schilderungen stand immer die Frau. Mochte sie ein braunhäutiges Hinduweib sein oder eine schwarzzüngige Sellachin, mochte sie die Tarantella tanzen oder mit Grazie die Mantilla tragen — das Weib war der Anfang und Endpunkt all seiner Erlebnisse. Und er wußte davon zu erzählen. Kathersisch, mit seinem Spott und mit empfindsamer Andacht, — immer war es etwas Eigenartiges, was er sagte.

Und dabei konnte Henning das Gefühl nicht los werden, wie das doch alles im Gegenjage stand zu der äußeren Erscheinung dieses Mannes, der in der Jugend ein stotter Kavaliere gewesen sein mochte, aber jetzt doch nur eine verfallene Ruine war, — mit Händen, die zitterten, wenn sie den Wein ins Glas gossen, und mit einem leisen Anflug von künstlichem Rot auf den wulstigen Wangen.

Jetzt stand plötzlich Herr von Nahden auf. Sein Gesicht bekam etwas Gespanntes. Ein wenig vornübergebeugt und mit dem schleifenden Gange von Menschen, deren Knie den Körper nicht mehr recht tragen wollte, eilte er der Türe zu, um sich vor Hermine zu verneigen, die eben rot und erregt über die Schwelle trat.

„Mein allergnädigstes Fräulein,“ sagte er mit einem affektierten Tone, der gar nicht zu dem Manne zu passen schien, und reichte ihr den Arm, um sie auf den freien Platz ihm selbst gegenüber und an ihres Bräutigams Seite zu führen. Und als Eberhard von Brockdorff ihr Glas mit dem rubinfunkelnden Wein füllen wollte, hielt er die Hand darüber und protestierte entschieden.

„Aber, mein lieber Brockdorff! Man sitzt nicht alle Tage mit einer schönen jungen Braut bei



Fische. Da tritt der Sekt in seine Rechte! Ich sehe, er sieht schon im Eis."

Als die Pfropfen knallen und die Perlen im Kelche aufsteigen, neigte er sich gegen Hermine und sagte lächelnd: „Auf Ihre Majestät, die Schönheit und ihre vollendetste Vertreterin."

Und er leerte sein Glas.

Ein unbehagliches Gefühl beischlich Henning. Dieser Allerweltsliebemann schlug seiner Braut gegenüber einen Ton an, der ihm wirklich nicht gefallen konnte.

Hermine jedoch lachte. Nach dem Mergel, den sie eben gehabt, genoss sie ganz den Triumph, den ihre Schönheit feierte. Uebermütig nickte sie ihrem Gegenüber zu, während sie das Glas austrank.

Herr Gott, war der alte Knaster liebenswürdig, dachte sie und sah ihn neugierig an. Elegant angezogen war er, — pfeifen, — und die Blume im Aufschlag des Rockes machte ihn ordentlich jugendlich.

Dann sah sie seinen dünnen, eingefallenen Hals und die Hände und sagte bei sich: „So ein Lapergreis". Und während dessen hörte sie lächelnd zu, wie er ihr Schmeicheln über ihr Kleid und ihren Hut sagte.

Mußte das ein reicher Mann sein! Die Brillanten in seinem Vorhemde waren erbsengroß, und wie die funkelten. Und was mochte der Ring an seiner Hand gekostet haben? Wenn sie erst verheiratet war, mußte sie so etwas auch haben. Und auf einmal lachte sie hell heraus, weil Herr von Rhaden einen Witz gemacht hatte — einen Witz, den sie eigentl. gar nicht hätte verstehen sollen.

Sie sah sich erschrockt nach Henning um, ob er es wohl gemerkt hatte. Er sprach gerade mit seinem Vetter, aber ein Blick von der Seite streifte sie. Da hob sie das Glas und trank ihm zu.

Herr von Rhaden erzählte ihr von Berlin — von den Hofgesellschaften — von den verschiedenen kleinen Soupers bei Hiller —, er schilderte ihr die Toiletten der Pariser Lebewelt bis in die kleinsten Einzelheiten. Und dabei sah sie seine Augen auf sich gerichtet, seine Blicke glitten über sie hin, und sie fühlte, wie ihr das Blut in die Poren stieg unter diesen dreifachen Widen, weil die Bewunderung ihrer Schönheit aus ihnen sprach.

Um ihre Befangenheit zu bemerken, trank sie ein Glas nach dem anderen. Und nun fühlte sie die Wirkung des süßen französischen Sekts. Ihr war heiß geworden. Sie hätte springen und tanzen mögen. Da hörte sie, wie Herr von Rhaden sie fragte: „Und darfst du hoffen, meine Gnädigste, daß sie mir wohl erlauben werden, Ihnen im Winter in Berlin meine geschätzte Aufwartung zu machen?"

„Aber natürlich," sagte sie, und in ihrem leisen Rausch streckte sie ihre Rechte über den Tisch. „Sond darauf, daß Sie kommen!"

Er küßte sie auf die Fingerspitzen. „Ein Mann, ein Wort!"

Da schob Henning den Stuhl zurück. „Es wird Zeit, daß wir aufbrechen, Hermine," sagte er brüsk.

„Schon?" fragte sie gedehnt. „Und gerade, wo es anfängt, gemütl. zu werden!"

Und mit einem leisen girenden Lachen trällerte sie. „Das — kommt — vom Sekt." Henning sah ganz erstaunt, daß sie beschwipst war. Zu Hause nippte sie kaum am Glase und hier...

Er mußte es sich gar nicht zu erklären, aber er beugte sich, Abschied zu nehmen, und half seiner

Braut in den Wagen. Nun fuhren sie in den Regen hinaus.

Als sie hinaus waren, schlug Eberhard von Broddorf eine helle Lache auf. „Was sagen Sie nun, lieber Rhaden?"

„Das Weib hat den Teufel im Leibe!" bestätigte der andere. „Haben Sie die Haut bemerkt, wie ein Pfirsich! Und die Zähne, mein Vetter. Wie ist der Graf an dieses Frachweib gekommen?"

Der Baron erzählte ihm die ganze Geschichte, alles, was sich auf dem Gut zugetragen, wenn auch nicht ganz wahrheitsgetreu, — und was er von Hartung über die Verlobung wußte.

„Und sie meinen, sie ist unnahbar?"

Der Baron machte ein ernstes Gesicht. „Mein lieber Freund, wenn ich Ihnen gut raten soll, verbrennen Sie sich da nicht die Finger. Mein Vetter versteht keinen Spaß in solchen Dingen. Er kam mir beinahe leid tun, der arme Kerl. Denn daß die Geschichte schief geht, das sieht doch ein Blinder." Herr von Rhaden trommelte nervös mit den Fingern an der Fensterscheibe.

„Ein wundervolles Weib," sagte er leise. „Wissen Sie, wo ich die schon einmal gesehen habe? Nur in Marmor? Paris, Louvre — Venus von Milo?"

Und nun erst in Italien, wo Henning Wert darauf gelegt hatte, in guten deutschen Häusern aufzuzeigen, wo man sauber und frei von der Ungeziefereplage wohnte, — da war an so etwas nicht zu denken gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Pioniere beim Sturmangriff.

Die „Söhn. Ztg." veröffentlicht einen Auszug aus dem Brief eines Pionierführers, der von einem wohl vorbereiteten Sturmangriff im Westen mitmachte. Der Schreiber sagt:

Es ist das Schrecklichste gewesen, was ich bis jetzt erlebt habe. Der Angriff an sich war furchtbar harmlos, aber das Artilleriefeuer, das wir den ganzen Tag über uns ergehen lassen mußten! Am Abend vor dem Sturm rückten wir aus, um noch verschiedene Vorbereitungen zu treffen.

Morgens 4 Uhr: Die Infanterie rückt in die Stellungen ein. Alles faunt sich. Die Pioniere hatten an alle Sappen und Verbindungsgräben Schilder mit Leuchtfarbe angebracht, damit jeder seinen Weg und seinen Platz finden kann.

6 Uhr: Alles ist an seinem Platz. Der Kompanieführer steckt sich eine Zigarette an. Der Zugführer macht Witz. Die Mannschaft frühstückt.

6 1/2 Uhr: Stimmung und Spannung steigt. Alles spricht von dem Licht, dem Zeichen zum Angriff.

5 Minuten vor 7 Uhr: Jetzt muß es jeden Augenblick losgehen. Seitengewehr wird aufgepflanzt, Gewehrschloß noch mal nachgesehen, der Helm noch mal fest aufgesetzt. Fieberhafte Spannung!... In jedem elektrischen Zündapparat steht ein Pionier mit dem Griff in der Hand. Man wartet auf das Licht...

... 7 Uhr: „Das... Licht!"... Eine Leuchtugel steigt in die Höhe... und dann der furchtbarste Augenblick, den ich je erlebt habe!... Alle Batterien, vom schwersten bis zum leichtesten Feldgeschütz feuern auf einen Schlag eine Salve in die französischen Stellungen. Schwere Mörser schießen, und dann... dann gehen zwanzig Minen tief unter der Erde, tief unter den

französischen Gräben hoch. Die Wirkung war furchtbar. Ein Krachen, als ob die Welt unterginge. Die Schützengräben wackelten hin und her. Man hatte das Gefühl, als ob man auf einem Schiff stände. Leutnant A., der vorne im Eingang vom Minenschacht saß und den elektrischen Zündapparat bediente, flog, wie ein Gummiball vom Luftdruck getrieben, aus dem Schacht heraus. Die Infanterie, die in der Sappe stand, kippte wie eine Reihe Bleisoldaten nach hinten über und setzte sich auf die Verlängerung des Rückens. Es war einem wahrhaftig nicht zum Lachen zumute, trotzdem es so schrecklich komisch ausah. Sofort nach der Detonation sprang die Infanterie, die in Sturmstellung war, aus dem Graben.

7 Uhr 5 Min.: Ich hocke vor dem Minenschacht und schreie gerade etwas hinein, da fliegt ein blaues Paket über mich weg in den Graben. Ich sehe mich ganz entsetzt um und sehe einen Franzosen, der mit vielen seiner Genossen nichts Giltigeres zu tun hatte im ersten Schreck, als sich „Bardon" schreiend, in unseren Schützengräben zu stürzen und sich zu ergeben. „Oh malheur, oh malheur", war das einzige, was er herausbrachte. Ich konnte mich nicht halten und mußte den — „Oh malade, oh malade", war die Antwort. Alles lachte. Wir haben ihn dann mit einem Gefangenentransport weggeschickt, nachdem er uns eine Weile geholfen hatte, Sandsäcke zu tragen.



Eine Gedächtnishalle auf dem Friedhof in Namur.

Auf dem Friedhof der Festung Namur wurde zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Heiden eine Gedächtnishalle errichtet. Der Entwurf dieser Halle stammt von deutschen Feldzugs- teilnehmern und auch die Halle selbst wurde von unseren Soldaten gebaut.

20. Kapitel.

Nun waren sie sechs Wochen verheiratet, und seit vierzehn Tagen saßen sie in ihrem neuen Heim in einer stillen Seitenstraße im äußersten Ende von Charlottenburg.

Der Oktober hatte seinen Einzug mit Regen und Schnee gehalten, und es war Hermine frostig und ungemütl. vorgekommen nach den schönen Augusttagen am Bierwaldstättersee und dem warmen September in Italien. Und doch war sie froh, daß die Hochzeitsreise überstanden war.

Sie hatte sich gelangweilt trotz all des Neuen, das auf sie eingebracht war, und außerdem war die Reise für sie eine Kette von unaufhörlichem Mergel gewesen.

Das hatte sie sich ganz anders vorgestellt gehabt. Als Gräfin von Broddorf in der Welt herumzureifen, darauf hatte sie sich schon lange gefreut!

Und nun diese Enttäuschung! Nicht einmal erster Klasse war man gefahren.

Henning hatte das viel zu teuer gefunden. Was nützen ihr denn all die feinen Toiletten, die sie zur Aussteuer bekommen hatte, wenn sie die Hälfte davon zu Hause lassen mußte. Und in den soliden Hotels zweiten Ranges, in denen sie in Frankfurt am Main, in Luzern und Genf abgestiegen waren, konnte sie ihre schönen Sachen gar nicht anziehen. Das wäre gerabegu aufgefallen.

7½ Uhr: Wir haben versucht, oberirdisch eine Verbindung herzustellen, bekommen furchtbares Granatfeuer. Zurück in den Minenschacht, um zu versuchen, von unten in den französischen Graben zu bohren. Die Luft ist durch Pulvergase verdorben. Ein Mann, der gerade gearbeitet hat, stürzt, so schnell er kann, aus dem Schacht und bricht vorn am Eingang ohnmächtig zusammen. Ich schüttete ihm meine Portion kalten Kaffee über den Kopf, er kommt wieder zu sich. Furchtbares Granatfeuer mit schwerer Artillerie. Die Franzosen schießen wie die Wilden. Im Schacht ist man einigermaßen sicher, wenn kein Vortreiber herein kommt.

8 Uhr: Es werden wieder drei Mann ohnmächtig. Es muß gearbeitet werden, um jeden Preis. . . Unaufhörlich rollt der Geschützdonner. Die Franzosen haben im weiten Umkreis ihre ganze Artillerie auf . . . konzentriert.

9 Uhr: Artilleriefener tobt mit unverminderter Stärke. Wieder zwei Mann ohnmächtig. Kerzen brennen nicht mehr im Schacht. Es muß mit elektrischen Taschenlampen gearbeitet werden.

10 Uhr: Artilleriefener . . . vier Mann müssen raus und sich übergeben.

11 Uhr: Die Franzosen schießen, schießen, schießen —

12 Uhr: Das Feuer wird etwas schwächer, die französischen Artilleristen essen zu Mittag.

1 Uhr: Leutnant K. kommt von vorne. Er berichtet, daß wir vier hintereinanderliegende Graben besetzt haben. Die vorderste Linie bekommt kein Artilleriefener . . . Während das Artilleriefener etwas nachläßt, kann man es wagen, ein Stück durch den Graben zu laufen. Alles zusammengeschoffen. Gräßlich sieht es stellenweise aus, es wird Zeit, sich in seinen Schlupfwinkel zurückzuziehen. Ich habe mich inzwischen mal übergeben, es ist mir etwas besser geworden.

2 Uhr: Das Artilleriefener setzt mit verstärkter Gewalt wieder ein. Die Franzosen schießen mit schwerstem Kaliber. Das Feuer gleicht einem beständigen Donnerrollen.

3 Uhr: Artilleriefener!

4 Uhr: Artilleriefener!

5 Uhr: Die Hölle bricht los. Das Feuer verzehnfacht sich. Man hört nur ein Krachen. Da . . . ein Vortreiber auf den Minenschacht, gerade an der Stelle, wo ich liege. Ich habe wieder ein

furchtbares Glück gehabt. Die Granate hat die Holzverkleidung zersplittert, daß die Holzseken nur so um mich herumstanden. Ein Wunder, daß ich unverletzt blieb. Ich muß mich gewaltiam zusammenraffen. Zum Glück läßt das Feuer nach. Jetzt hoßt alles auf einem Klumpen vor dem Schacht. Jeden Augenblick ist ein Angriff zu erwarten. Ich setze mich gemütlich auf einen Sandsack, kriege mir meinen Brotbeutel und Schmiere mir in aller Gemütsruhe ein Butterbrot. Ein Stück Wurst, fein in Scheiben geschnitten, säuberlich darauf gelegt, und dann mit vollen Backen gefaut. Erst sehen einige sich das etwas erstaunt an. Dann bekommen sie auf einmal alle Hunger, haben wir ja seit 20 Stunden nichts mehr gegessen. Sie gehen ruhig an den Platz, den man ihnen anweist.

5½ Uhr: Vor uns ein heftiges Gewehrfeuer. Die Franzosen versuchen wieder anzugreifen. Wir stehen parat für den Fall, daß die vorderen zurückgeworfen werden sollten. Die Franzosen werden glänzend abgewiesen.

6 Uhr: Langsam tritt Ruhe ein.

7 Uhr: Befehl für die Pioniere, abzurücken.

Nachtwache auf dem Torpedoboot.

Den schweren, die höchsten Ansprüche an die Nervenkraft stellenden Dienst auf einem Torpedobootszersplitterer schilbert ein englischer Seeoffizier, dessen Schiff zu dem im östlichen Mitteländischen Meer gegen die Türken tätigen Geschwader gehört, in einem Briefe:

Ich will Euch erzählen, was auf so einem Zersplitterer im Krieg Leben heißt. Wir haben hier keine Landbasis irgendwelcher Art und gehen deshalb niemals an Land; dann und wann anker wir für einen Tag oder eine Nacht unter dem Schutz einer Insel, die wir blockieren, und jede Nacht, wenn wir auf Patrouille sind, ja sogar auch vor Anker an unserer sogenannten Ruhestätte, sind wir in Sicht der feindlichen Batterien und Scheinwerfer. Wir müssen uns sehr vor Treibminen in acht nehmen; denn die Türken haben solche Dinger ausgelegt, wo sie nur konnten. Drei haben wir bereits an unserer Ankerstelle aufgefüßt. Die ganze Nacht sind die Leute mit Gewehren aufgestellt, um deswegen aufzufassen.

Jetzt bläst ein scharfer Südwest mit Hagelschauern jede Stunde. Es ist pechschwarz, so dunkel, daß man nicht einen Zoll weit sehen kann. Weit fort am düsteren Horizont ist ein unruhiges

Klimmern, das Licht der feindlichen Scheinwerfer, die durch vom Wind gepeitschten Hagel und Regen hindurchstehen. Schwer kämpft unsere Maschine gegen den Seegang; wir kommen nur langsam vorwärts; das Schiff schwanzt und schaukelt wie eine Ruzschale, und stets, wenn es niedersinkt, stürzt der Gipfel einer Welle direkt über die Brücke, das Vorderdeck und meist auch über den Zwölfpfünder, der da steht. Diese schwarze eifige Flut, die mit einem gewaltigen Rollen über das Schiff hinwegläuft, ist eine fürchterliche Dujche für die Wachthabenden. An jeder Kanone und jedem Torpedorohr hat ein Mann Wache und vermischt, durch die Finsternis und den Hagel zu sehen, indem er sich mit aller Kraft in dieser Hölle von Kälte und Rässe aufrecht hält. An jeder Kanone und jedem Torpedorohr liegt ein undeutlicher Haufen von Wachstuch oder manchmal auch zwei oder drei je nach der Lage der Kanonen oder des Torpedos — das ist ein Offizier oder Matrose, der schläft oder zu schlafen versucht in dieser Stellung, bereit, ganz wach zu werden, wenn die Reihe an ihn kommt.

Die Wache vollzieht sich folgendermaßen: ein Mann geht z. B. um 6 Uhr nachmittags auf Wache bis um 8 Uhr. Dann hat er ½ Stunde fürs Abendbrot, aber meistens hat eine böse Welle das Herdfeuer ausgelöscht, und es gibt nur Fleischkonjerven und Schiffszwieback. Um 8 Uhr 30 Minuten geht er wieder an seine Kanone und versucht hier bis Mitternacht zu schlafen, dann beginnt seine 4stündige Wache. Um 4 Uhr morgens kann er sich wieder im Windgebraus, von Sturzwellen überflutet, hinlegen bis 7 Uhr. Dann kommt das Tageslicht, und die Nachtwache hat ein Ende. Es ist keine Kleinigkeit: diese 13 Stunden im ewigen Hagelschauer und Windgeheul zu verbringen, und es geht manchmal über die Kräfte der Mannschaft. Ich habe dem Schiffstoch befohlen, jede Nacht für die Männer auf Wache Kaffee zu kochen, heißen, dicken, öligen Schiffstatao. Und einmal jede Stunde schwanzt eine dunkle Gestalt an Deck, mit der einen Hand sich mühsam festhaltend, mit der anderen einen Eimer mit Kaffee balanzierend, und man kann von Glück sagen, wenn er die Hälfte des Inhalts zu den Leuten bringt. Nicht selten aber spilt eine Welle den Eimer über Bord und dann gibt es keinen Kaffee, und man fühlt sich wie tot von 4—6 Uhr morgens. Kommt dann das Tageslicht, so schaut es auf blasse, zitternde, übermüdete, dumpf blickende Männer, die sich dann



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

SD

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 u. 152 65.

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr
Französischer Rotwein	1,—
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,85
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,50

— In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	0,90
Fronsac Bordeaux	1,—
1910er Château Laroche	1,20
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pälzer Weine

1908er Gensing	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

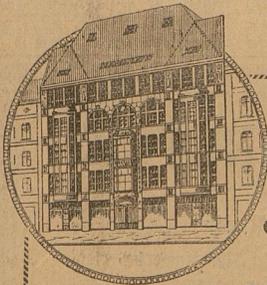
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Bei Bezug von Waren

bitten wir höflichst, sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöne-weide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.